



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Universitätsbibliothek Paderborn

Luise Hensel

Binder, Franz

Freiburg, 1885

23. Ein Winter in Berlin. Dietz. Brentano's Schwestern. Tod der Dorothea Tieck. (1840 - 1841.)

urn:nbn:de:hbz:466:1-27634

Philipp Veit, in dessen Hause sie „ein Stübchen und freundliche Aufnahme“ fand, in dessen kinderbeglückter Familie sie sich in aller Weise nützlich zu machen mußte. Nur ein theures Haupt fehlte in diesem Kreise, Veits Mutter, Dorothea v. Schlegel, die ein halbes Jahr zuvor gestorben war, bis zuletzt der allverehrte geistige Mittelpunkt des Hauses, und auch Luise Hensel in liebevoller Gesinnung zugethan. Luise zählte hier, wie es in einem Briefe heißt, zu den „allertreuesten ihrer Verwandten“.

23. Ein Winter in Berlin.

(1840—1841.)

Dieh. Brentano's Schwestern. Tod der Dorothea Tieck.

In der freien Reichsstadt am Main erwartete Luise Hensel die Ankunft ihres Bruders, der viel später, als geplant war, mit Frau und Sohn aus Italien zurückkehrte. Statt Frühling war es Spätsommer geworden, als Professor Hensel bei seiner Schwester in Frankfurt eintraf. Zu Anfang September 1840 traten dann die vereinigten Geschwister mit einander die Reise nach Berlin an. Nur in Leipzig wurde noch ein kurzer Halt gemacht, um das Wiedersehen mit Felix Mendelssohn zu feiern. Acht vergnügte Tage verlebten sie in dem Familienkreise des glücklichen und schaffensfrohen Componisten, der ihnen unter andern seine neue, zum Gutenbergfest componirte „Buchdrucker-Cantate“ vorspielte. Die vierte Säcularfeier der Erfindung der Buchdruckerkunst wurde im Jahre 1840 in ganz Deutschland mit festlichem Glanze begangen.

Am Abend des 11. September erreichten die Reisenden endlich Berlin, wo Luise den folgenden Winter über verblieb. „Gott verlasse mich nicht im Lande der Philister, unter denen ich doch manche herzlich lieb habe“ — ruft sie in einem Brief an den Kaplan Hensing in Wiedenbrück aus. Sie wollte noch einmal ein halbes oder ganzes Jahr im Zusammenleben mit den Geschwistern verbringen, ehe sie dauernd nach der Rheinprovinz

übersiedelte, wohin sie ihre Sympathien und die Wünsche anhänglicher Schülerinnen immer wieder zogen.

Von ihrer stillen, meist zurückgezogenen, auf den Kreis der alten Freunde beschränkten Lebensweise in Berlin wissen wir nur das Wenige zu sagen, was sie in einem Briefe an Brentano darüber einfließen läßt.

Berlin, den 20. Nov. 1840.

Lieber guter Clemens! Zu Deinem Geburtstag [8. Sept.] konnte ich Dir nicht schreiben, weil ich mit meinem Bruder und meiner Schwägerin auf der Reise hierher war; es gelang mir aber, den Tag doch gut katholisch zuzubringen, da wir in Leipzig waren, wo eine Kirche ist. Ich habe Deiner gedacht, das versteht sich von selbst, und unserer lieben seligen Freundin [A. K. Emmerich], die auch an dem Tage das irdische Licht erblickte; und auf wehmüthigere und schmerzlichere Weise noch mußte ich meines verstorbenen Vaters gedenken, der an demselben Tage starb und hier auf Erden das Glück nicht hatte, die Wahrheit zu erkennen . . .

Hr. Diez, der als Deputirter lange hier war, hat mir gesagt, daß Du so großes Leid erfahren durch den Tod der guten Frau v. Sendtner¹. Ich trage das von Herzen mit Dir, denn ich weiß, wie Dein Herz solchen Verlust tiefer empfindet als irgend eins. Gott tröste Dich und die armen Kinder! . . . Ich bin überzeugt, daß Du den verwaisten Kindern mit Rath und That beistehen wirst, und das wird Dir wohlthun und Dich und sie am besten trösten. Es ist mir jetzt so lieb, daß

¹ Eine brave Wittve in München, „die fromme, sorgenvolle Haus- und Armenmutter“, welche wenige Tage, nachdem sie den hilflosen Dichter in ihre Wohnung aufgenommen, plötzlich einem Schlaganfall erlag, 5. Oct. 1840. Sie ist die Uebersetzerin der damals viel gelesenen englischen biographischen Erzählung: *Geraldine, a tale of conscience* (von Miss E. C. Agnew). London 1837. Deutsch: Augsburg 1839.

ich die gute Frau noch gesehen habe; das habe ich Dir auch zu danken, wie vieles Gute, lieber Clemens; vergelt Dir's Gott!

Ueber meine ferneren Wege gebe ich in dem Brief an Appel Rechenschaft¹; interessirt es Dich, so wollst Du ihn lesen und gütigst dann gelegentlich an unsere liebe Freundin senden. Ich habe der guten Seele, die ich so herzlich liebe und verehere, seit Jahren nicht geschrieben, aber um so öfter und lieber ihrer gedacht.

Aus Frankfurt habe ich Dir kurz vor meiner Abreise noch geschrieben, und ich bat Dich, lieber Clemens, im Namen zweier Schülerinnen von mir um die Erlaubniß, daß Dein schönes Gedicht „St. Marina“ zum Besten einer armen braven Wittwe, der man so gern einen kleinen Handel einrichten wollte, gedruckt werden dürfe². Du hast aber nicht geantwortet, und in Nachen haben die Quälgeisterchen nun keine Ruhe und wollen durchaus, ich soll Dir noch einmal diese Bitte recht ans Herz legen, was ich denn hiermit gethan haben will. Du thust ein gutes Werk, wenn Du die Erlaubniß gibst, denn Viele wird das prächtige Lied erbauen und der armen Wittwe wird es aus der Noth helfen. Du brauchst nur noch Dein Jawort zu geben, die Abschrift haben sie schon nach Steinle's Exemplar genommen. Alle Bedingungen, die Du etwa machen willst, wollen sie sich gefallen lassen. Bitte, Lieber, antworte bald und gnädig.

Von Deiner Schwester Savigny soll ich herzlich grüßen und Dir sagen, daß sie sich so sehr nach Mittheilungen von Dir sehne und für jede Zeile so dankbar sein wolle. Das lange Kränkeln ihres Mannes und ihr beständiges Kopfweh hindre sie am Schreiben, aber sie habe Dich von Herzen lieb und denke Deiner viel. Die S. hat wirklich sehr an Innigkeit

¹ Leider im Nachlaß von Apoll. Diepenbrock nicht mehr vorfindlich.

² Dieses durch eine Zeichnung Steinle's angeregte Gedicht, 1838 entstanden, erschien 1841 im Druck zum Besten des kleinen Armenspitals der Apollonia Diepenbrock in Regensburg.

und wol darum auch an katholischer Religiosität gewonnen. — Ich habe einen so großen Widerwillen gegen das Ausgehen, wodurch man so viel Zeit verliert, sonst würde ich Deine Schwester gern öfter besuchen; ich gehe aber fast gar nicht aus. Bettina sah ich unlängst bei Steffens mit ihren drei Töchtern. Sie ist wohl; die beiden ältesten Mädchen sind dem Anschein nach sehr liebenswürdig, besonders die Älteste, die auch allgemein gefällt. Der Bruder hat sie wieder aufs Land berufen, was gewiß sehr gut ist, denn der Kreis von Männern, der sich um die Mutter drängt, kann jungen Mädchen unmöglich gesund sein.

Wilhelm und Fanny [Hensel] sind überaus zufrieden mit ihrer Reise, und Lektore hat wahres Heimweh nach Rom, was ich nicht erwartet hatte. Sie haben mir eine schöne geweihte Palme mitgebracht, die mir große Freude macht. Mein kleiner Sebastian kam gelbsüchtig an, ist aber jetzt wohl und geht in die Schule.

Rudolf ist wieder als Lehrer bei der Divisionschule angestellt, wie im vorigen Jahre, und betrügt sich Gottlob sehr gut; seine kirchliche Lauigkeit scheint indessen leider noch nicht gewichen zu sein. Schließe ihn doch in Dein Gebet.

Grüße gütigst Schlotthauers, Fräulein Linder, die lieben Görres, und alle Freunde, die etwa nach mir fragen. Unserm guten Anmuthshammel¹ will ich noch auf ein Blättchen einen Gruß schreiben. Nun aber Ade und alles Liebe und Gute, mein lieber Clemens! — Hedwig² hat seit sechs Wochen einen Sohn, während ihr jüngstes Mädchen elf Jahre alt ist. Schinkel ist noch immer sehr geisteschwach, und es soll keine völlige Genesung zu hoffen sein³. Gott walt's. Deine Freundin L.

¹ Frau Prof. Charlotte Phillips wurde von Brentano mit diesem Scherznamen bedacht.

² Hedwig Stägemann, nun Frau v. Olfers.

³ Der berühmte Architekt starb, von einer Gehirnlähmung betroffen, am 9. Oct. 1841. Seine Frau war mit Luise Hensel befreundet.

Der Anfang des Jahres 1841 schien für Luise Hensel nicht glückverheißend: er beraubte sie einer ihrer theuersten Freundinnen. Dorothea Tieck war am 21. Februar 1841 aus dem Leben geschieden. Die Kunde von diesem unerwarteten Verlust verbreitete in weiten Kreisen schmerzliche Ueberraschung; mit am schmerzlichsten war wol Luise Hensel davon berührt, als Clärchen Steffens ihr die erste Nachricht brachte. Sie hatte Dorothea wahrhaft schwesterlich geliebt; sie hatte zu denjenigen Freundinnen gehört, mit denen sie auch in der Ferne in ununterbrochener geistiger Vereinigung blieb, und deren briefliche Zurufe stets ein Echo in ihrer gleichgestimmten Seele wachriefen. Die Tochter Tiecks war eine jener bedeutenden Erscheinungen, die man, einmal gesehen, nie mehr vergißt, denen man gern im Leben wieder und wieder begegnet, weil deren nähere Berührung jedem geistig Strebenden ein geheimnißvoller Reiz, dem tiefer angelegten Gemüth ein Segen ist.

Dorothea selbst, das wußte niemand besser als Luise, hatte den Blick längst sehnsuchtsvoll nach einer andern Heimath, nach der Region des Unvergänglichen gerichtet. Ihr Leben war in den letzten Jahren „eine fortgesetzte Vorbereitung auf den Tod“. Als im Jahre 1837 ihre Mutter starb, die sie über Alles in der Welt liebte, da war auch ihr Herz gebrochen und das süßeste Band, das sie an das Leben fesselte, durchschnitten. „Ach, hättest Du meine Mutter ganz gekannt!“ schrieb sie an Luise damals, 28. Februar 1837. „Ihre stets sich selbst vergessende Liebe, ihre Gottergebenheit und Geduld, ihre unbeschreibliche Zärtlichkeit zu mir. Ihr ganzes Leben war ein fortgesetztes Denken und Wirken für uns. Sie überschätzte mich so sehr, aber diese Ueberschätzung war keine Verblendung des Verstandes, sie kannte so genau alle meine Fehler, es war nur ihre Liebe, die das that, und wie beseligend ist eine solche Liebe! Ein Verhältniß, wie zwischen uns war, ist wol bei Mutter und Tochter sehr selten, deßhalb konnte es auch nicht bleiben, es war zu glücklich für diese Welt, und ich muß, das

fühle ich wohl, durch eine härtere Schule gehen . . . Die Mutter war eigentlich das Einzige, was mich noch mit der Welt verband. Ihr frisches, jugendliches Gefühl, ihre Theilnahme und Freude an Allem zog auch mich zu mancher Freude, zu manchem unschuldigen Genuße hin. Dieß Band ist nun plötzlich zerrissen . . . Könnte ich mich nun von der Welt zurückziehen und nur dem Gebet, den Werken der Nächstenliebe leben, ich glaube, ich würde bald den Frieden finden, aber meine Stellung in der Welt ist zu schwer, ich weiß mich noch gar nicht darein zu finden, begreife nicht, von welcher Seite ich das Leben wieder angreifen soll."

Indeß erkannte Dorothea wohl, daß Vater und Schwester ihrer noch bedürfen, der Vater zumal, dessen Dasein, nach dem Ausdruck der ihm befreundeten Frau von Lüttichau, „durchleuchtet war durch die Gluth dieses liebendsten Wesens". Sie allein durfte es wagen, hin und wieder den Nebel von Wehrauch zu zertheilen, in den die Gräfin Finkenstein und andere blinde Verehrer den gefeierten Romantiker hüllten. Dorothea, versichert Caroline Bauer in ihren Memoiren (III. 529), hat den Vater vor mancher Thorheit und Ungerechtigkeit bewahrt.

So lebte sie noch einige Jahre in möglichster Zurückgezogenheit dahin. Ihre Lebensweise hatte viel Aehnlichkeit mit derjenigen Luifens. „Mit der Frühmesse begann sie ihren Tag, die Erste im Hause erhob sie sich und eilte jeden Morgen um sechs Uhr zur katholischen Kirche. Mit der Laterne ging sie im Winter über die dunkeln Plätze und Straßen; die Jahreszeit machte keinen Unterschied, nicht Wind, nicht Wetter scheute sie. Dann erst fing ihr weltlicher Tag an. Sie ward Mitglied eines katholischen Frauenvereins und übernahm (1837) in einer Armenschule den Unterricht in weiblichen Handarbeiten. Für die ärmsten unter diesen Mädchen fertigte sie im Hause die nöthigsten Kleidungsstücke an. Sie that abermals einen tiefen Blick ins menschliche Leben. Wie viel leibliches Elend,

wie viel geistige Noth und Versunkenheit gab es in diesen dunkeln Regionen! Den Lehren und Heilmitteln ihrer Kirche gab sie sich ganz hin, Symbole und Cultus umfaßte sie mit vollem Glauben, die Kirche ward das Heil und der Trost, sie der Fels, der Rettung verhieß, wenn die Welt um sie her versank.“ So schildert R. Köpfe ihr Tagesleben in seinen Erinnerungen an L. Tieck.

Nur die kirchlichen Ereignisse, die Bewegungen im Kölner Kirchenstreit nahmen auch ihr Interesse wieder lebhafter in Anspruch und zogen ihr Innerstes ebenso sehr in religiöse Mittheilenschaft, wie dieß bei Luise Hensel der Fall war. Sie vermöge nicht auszudrücken, schrieb sie derselben am 24. Juni 1838 aus Dresden, wie betrübt sie die Zeiten machen, die Begebenheiten und noch mehr das, was sie darüber hören müsse. „Mir ist manchmal zu Muth, als müßte ich den Heiland von neuem geißeln und verspotten sehen, so zieht es mir das Herz zusammen. Laß uns an dem Glauben festhalten, der unsere einzige Stütze ist, daß Gott seine Kirche nie verläßt, daß sie bestehen wird, trotz der Macht der Hölle, und daß die schwersten Kämpfe nur dazu dienen, sie noch schöner zu verherrlichen und zu läutern, was sie auch immer bedarf“ . . .

Im selben Brief findet sich noch folgende, auch für ihren Vater merkwürdige Stelle: „Gott sei gepriesen, der auch uns, so ohne unser Verdienst, gegen alle menschliche Vermuthung, zu seinem Lichte geführt hat. Ich kann Dir nicht beschreiben, wie mich das oft rührt, wenn ich bedenke, wie einer meiner Großväter ein Berliner Bürger, der andere Pastor in Hamburg war, und wie auch meine beiden Eltern, als sie sich miteinander verheiratheten, von der Kirche oder dem Katholischen, wie sie es damals nannten, nichts weiter wußten, als daß es lauter Unsinn sei. Meine Mutter ist wunderbar dazu geführt, eigentlich durch meinen Vater. Sie hat es siegreich mit vielen Opfern und Leiden errungen, und ausgeharrt, bis Gott ihr die Krone verliehen. Er ist von der betretenen Bahn,

zu der ihn Gottes Erleuchtung führte¹, wieder abgewichen, Gott möge ihm gnädig sein, darum bitte ich täglich, und bitte auch Dich, es zu thun, liebste Freundin. — Doch nun lebe wohl, vergiß mein in der Ferne nicht, wie ich auch Deiner stets in Liebe gedenke. Laß uns für die Kirche beten und gestrosten Muthes bleiben. Deine Dorothea.“

Getrosten Muthes hatte Dorothea noch das Jahr 1841 angetreten. Da erkrankte sie an den Masern, ein typhöses Fieber gefellte sich bei, und aller ärztlichen Kunst des Obermedicinalraths Dr. K. Gustav Carus zum Trotz nahm die Krankheit einen tödtlichen Ausgang. Als ihre jüngere Schwester Agnes an ihrem Sterbebette niedersinkend unter Schluchzen ausrief: „Was soll nun aus mir werden?“ flüsterte sie sanft, mit seligem Lächeln: „Kind, lerne von mir sterben!“ Der Tag ihres Heimgangs war ein Sonntag.

Der 68jährige Tieck war zu tiefst erschüttert. Sein ganzes Dasein gerieth darüber ins Schwanken. Kalt, starr, thränenlos, ohne ein Wort oder irgend einen Laut zu finden, verbarg er sich in den entlegensten Zimmern, jedem Zuspruch unzugänglich, dem christlichen Trost verschlossen. „Seine väterliche Liebe hatte sich auf dieses hochbegabte Mädchen mit solcher Kraft der Innigkeit geworfen, daß sein Herz von diesem Verluste wie gebrochen und seine Kraft lange Zeit gelähmt war.“² Sie war die Genossin seiner literarischen Thätigkeit, die Freude seines Alters, der Stolz seines ganzen Lebens gewesen.

Von dem Bildniß der Frühvollendeten erschien einige Zeit später ein lithographischer Abdruck, dessen Blätter nicht in den Kunsthandel kamen, sondern nur als Andenken für Dorothea's Freunde bestimmt waren. Mit wehmüthiger Freude empfing

¹ Bekanntlich ist der Angabe oft widersprochen worden, daß L. Tieck, wenigstens eine Zeitlang, katholisch gewesen. Hier haben wir die Thatsache aus authentischem Munde bekräftigt.

² H. v. Friesen, Erinnerungen an L. Tieck. I. 31. R. Köpfe, l. c. II. 99.

L. Hensel diesen letzten „Gruß“, als ihr durch die Fürsorge ihres in Dresden lebenden kurländischen Gönners George von Kleist im October das Bild der verklärten Freundin zukam, das, „wenn auch nicht in aller Vollkommenheit gelungen, doch das schöne seelenvolle Gesicht schauen läßt und der Erinnerung an das Unerseßliche einen Halt gibt“.

„Was Sie mir,“ bemerkt der genannte Gönner am 4. Mai 1842 aus Dresden, „über Ihre verklärte Freundin schreiben, ist herrlich, und enthüllt den seltenen innern Werth der Vollendeten. Sie war klug und fromm, und deßhalb ein Kind des Himmels, welches schon hienieden sich göttlich entfaltete und das Irdische veredelte, weil es sie doch ans Leben fesselte. So viel vereint war wohl selten auf Erden! Deßhalb harmonirten auch Ihre verwandten Seelen, und fanden und liebten sich!“

24. K ö l n .

(1841—1850.)

Das Armenkränzchen. Tod Brentano's. Im Hause Bartmann.
Die Heilthumsfahrt nach Trier. Das Jahr 1848.
Elisabethenverein.

„Und wieder in die Ferne
Die Seele sehnennd zieht“ . . .

Bereits im Mai 1841 finden wir Luise Hensel an den Ufern des Rheins. Sie hatte Berlin, wo sie wieder, wie vordem, „ein vielgeschäftiges und zerstreutes Leben“ zu führen genöthigt gewesen, mit Köln, der herrlichen Domstadt, der Stätte und dem Mittelpunkt warm pulsirenden kirchlichen Lebens, vertauscht. Die Sehnsucht nach nützlicher Thätigkeit und die unablässige Bitte ihrer jungen Freundin und ehemaligen Schülerin, Fräulein Sibylle Merlo, welche seit einem Jahre sie mit feurigem Drängen eingeladen, zogen sie dahin. An der Seite dieses jugendlich enthusiastischen Mädchens, das